

Globale Architekturwelten

Berlin, 22.–26.07.2002

Bericht von: Susanne Engelhard, Bröhan Design Foundation
Susanne Schöninger

Globale Architekturwelten. Der XXI. UIA World Congress of Architecture

„Ressource Architektur“ lautete das Leitthema des XXI. UIA-Kongresses (Union Internationale des Architectes), der vom 22. bis 26. Juli im Berliner ICC stattfand, und es ist der Tagungsort selbst, an dem sich gleich zwei Aspekte des facettenreichen Begriffspaars demonstrieren lassen: Zweifellos stellt das gigantische Kongresszentrum mit seiner Aluminium-Fassade und den klimatisierten Innenräumen die „gebaute Antithese der stadträumlich und ökologisch korrekten Ressource Architektur“ [\[1\]](#) dar. Die immer wieder aufgerufene Assoziation eines Raumschiffes rührt nicht nur von seiner metallisch glänzenden Außenhaut her, sondern auch von der hermetischen Abgeschlossenheit gegenüber seiner Umgebung. Um so überraschender sind dann die Ausblicke im Innern, wenn die längsovalen Fenster die umgebenden Autobahnschneisen zu fotogenen Großstadtbildern generieren. Das ICC scheint nicht nur seine Funktion als Tagungsort noch immer bestens zu erfüllen [\[2\]](#), es stellt die original erhaltene bauliche Manifestation einer technikgläubigen Epoche dar, deren Ästhetik derzeit von einer jungen Kulturszene wiederbelebt wird. Und ist somit mehr als eine unzeitgemäße Architektur die „allenfalls noch als Kulisse von retrospektiven Science-Fiction-Filmen eine Existenzberechtigung hat“. [\[3\]](#)

Den Respekt vor der Geschichte, der die unmittelbar vorangegangene Epoche ebenso einschließen sollte wie die zeitlich entfernten, beim Planen und Bauen zu wahren, war eine der zentralen Forderungen des Wissenschaftlichen Komitees des Kongresses. In „Zehn Fragen an den XXI. UIA-Weltkongress“ gaben die Komiteemitglieder einen inhaltlichen Rahmen vor, der um die Themen Globalisierung und Identität, Nachhaltigkeit und globale soziale Gerechtigkeit kreiste - Problemstellungen, die ein komplexeres Denken erfordern als die rein stilistische Auseinandersetzung. Welche Rolle kann hierbei die Architektur übernehmen? Kann sie überhaupt einen wesentlichen Beitrag leisten?

„Architektur ist die nachhaltigste Manifestation unseres Daseins“ (Meinhard von Gerkan)

Wer erwartete in den Vorträgen konkrete Lösungsvorschläge für ein Vorgehen im globalen Zusammenhang zu finden, wurde enttäuscht. Die Kurzreferate beinhalteten Werkberichte, Analysen und Bestandsaufnahmen oder allenfalls Handlungsmöglichkeiten im kleinen Kontext. Vorrangig wurde von den Referenten der Appell an den eigenen Berufstand gerichtet, sich auf die Verantwortung gegenüber den Menschen und der Natur zu besinnen. Architektur, darin war man sich einig, stellt eine bedeutende Ressource für das Wohlbefinden der Menschen dar: Sie schafft die schützende Hülle, ist beteiligt am Entstehen regionaler Identitäten, ist Ausdruck von Zivilisation und Kultur. Die-

se Werte scheinen jedoch in einer Welt des maximalen Wirtschaftswachstums in den Hintergrund zu treten. Die Schuld daran trägt indes nicht allein die Architektenschaft, vielmehr ist sie auf breiter gesellschaftlicher Ebene zu suchen. So liegt die Voraussetzung für Baukultur, die einen wirklichen „Mehrwert für die Kultur“ darstellt, in der Verantwortlichkeit beider Gruppen. Sie beruht auf der Selbstverpflichtung der Architekten sich Fragen zu widmen, die über rein formal-ästhetische Positionen hinaus weisen sowie auf der Bereitschaft der Gesellschaft, Architektur als Kulturgut anzuerkennen, das sich nicht auf ökonomische Aspekte reduzieren lässt.

Dass es sich hierbei um eine weltweite Wahrnehmung handelt, belegte der Beitrag von Tay Kheng Soon^[4] aus Singapur. Jede Gesellschaft, so Soon, verfüge über ein ethisch-religiöses Wertesystem, das auf der Verpflichtung gegenüber dem Leben und der Natur basiert. Dieses müsse auch Grundlage der Architektur sein. Folgerichtig strebt er ein neues Designparadigma an, das philosophische Überlegungen integriert und so den Begriff der Architektur an ihren Auswirkungen auf die Umwelt misst.

„Mit jedem Abbruch eines Bauwerkes werden gespeicherte Energien vernichtet“ (Karl Ganser)

Die Möglichkeiten ökologischen Bauens sind mittlerweile breit gefächert, neue Technologien ermöglichen ressourceneffizientes Bauen, aber auch die Rückbaufähigkeit der Baumaterialien und die Durabilität eines Bauwerkes sollten stärker beachtet werden. In Tokio etwa beträgt die Lebensdauer eines Gebäudes nur zehn bis fünfzehn Jahre und auch in Deutschland reduziert sich die Nutzungsdauer rapide. Nicht nur bei Firmengebäuden, vor allem bei Privathäusern der dreißiger bis sechziger Jahre ist ein Trend zum Abriss zu beobachten. Und die Bauqualität dieser Häuser ist vergleichsweise gut. Jedoch scheinen allein die attraktiven Baugrundstücke von Interesse, die jeweilige Architektur fällt einem veränderten Zeitgeschmack oder gestiegenen Repräsentationsansprüchen zum Opfer. „Mit jedem Abbruch eines Bauwerkes werden gespeicherte Energien vernichtet, Materialströme erhöht und zwangsläufig Abfälle erzeugt“, formulierte das Wissenschaftliche Komitee kritisch in seinen „Zehn Fragen“^[5]. Ein Ausweg läge in der Erweiterung, in Umnutzung und Umbau bestehender Architektur. Dies setzt die Alterungsfähigkeit von Gebäuden voraus, die nach Ansicht Meinhard von Gerkans etwa durch die Verwendung natürlicher Werkstoffe und deren adäquate handwerkliche Verarbeitung erreicht werden kann. Doch bei Investoren hat „die Wertschätzung der Nachhaltigkeit einen schweren Stand“.^[6]

Notwendig wäre also ein Umdenken im gesamten Baubereich, das nur mittels Aufklärung und politischer Unterstützung einsetzen kann. Der „Mehrwert der Nachhaltigkeit“ (v. Gerkans) muss einen angemessenen Marktwert finden, Kosten der Instandhaltung, des Energieverbrauchs oder gar der Entsorgung in die Kalkulation einfließen. Die dringend notwendige ökologische Wende im Baugewerbe lässt sich nur über staatliche Reglementierungen wie der Verteuerung von Energie, Subventionierung ökologischen Bauens oder strenge Auflagen herbeiführen, was z. B. in Barcelona bei jedem Neubau eine Solaranlage erforderlich macht.

„Ökologisches Bauen ist teuer, denn es erfordert Mehrarbeit, daher aber ist es auch sozial“^[7]. Der Stuttgarter Ingenieur Jörg Schlaich demonstrierte die soziale Komponente dieser Aussage an einem von ihm realisierten Brückenbau in Kalkutta an dem er zeigte, wie man durch Vorortproduktion von Bauteilen anstelle des Imports vorgefertigter Teile, Kosten sparen und die Arbeitsproduktivität der jeweiligen Länder fördern kann. Die recyclebaren Architekturen aus Papier und Papprollen des Tokioter Architekten Shigeru Ban erweisen sich in diesem Zusammenhang als besonders

zukunftsträchtig. Sie wurden zunächst in Katastrophengebieten umgesetzt, etwa in der von einem Erdbeben zerstörten Stadt Kobe oder als Flüchtlingsunterkünfte in Ruanda.

Auch Richard Kroeker, Architekt aus Halifax, präsentierte Bau- und Herstellungsprinzipien mit kostengünstigen Materialien, die vor Ort vorhanden oder leicht zu beschaffen sind. Das können Abfallprodukte wie leere Wasserflaschen sein, aus denen er gemeinsam mit Fischern aus dem Senegal, die aufgrund ihrer einfachen Boote und Ausrüstungen häufig kentern und ertrinken, lebensrettende Schwimmgürtel herstellte. Aber auch mit natürlichen Materialien wie Holz, Tierhaut und Fett operiert Kroeker. Im Rahmen eines in einem kanadischen Reservat durchgeführten Projekts, belebte er ein zweitausend Jahre altes Bauprinzip und entwickelte diese Biegetechnik mit der Unterstützung der Bewohner weiter. So ließen sich auf einfache und kostengünstige Weise eine Brücke, ein Hausanbau und ein Kulturzentrum errichten. Bei allen Projekten kommt den ansässigen Handwerkern eine bedeutende Rolle zu. Die Bautraditionen, die im Pool der jeweiligen Gesellschaft vorhanden sind werden unter Beteiligung der Gemeinschaft reaktiviert und perfektioniert. So kann sich eine demokratische und wirtschaftlich vertretbare Bautätigkeit entwickeln.

„Die Baukultur sollte sich nicht an einer auf Folklore reduzierten Regionalität orientieren“ (Werner Durth)

Die Projekte Kroekers zeigen, dass die Fähigkeit von Architektur, kollektive Identität zu schaffen, nicht auf der Verwendung sinnbildhafter Formen beruht, sondern ihre Grundlage in der Berücksichtigung vorhandener Strukturen sowie der Integration der Nutzer in Bauvorhaben hat. Der in allen Industrieländern konstatierte Verlust lokaler und kollektiver Identität ist eine Begleiterscheinung der Globalisierung. Denn der Universalismus der Weltkonzerne und die in alle Lebensbereiche eindringende Informationstechnologie zieht ein universalistisches Design der Objektwelt nach sich. Weltweit entstehen Architekturen, die auswechselbar erscheinen, standardisierte Prototypen, gesichtslose Glasfassaden ohne erkennbare inhaltliche, kulturelle oder soziale Bedeutung. Dem gegenüber steht der Wunsch des Menschen nach regionaler und historischer Verwurzelung. In den westlichen Ländern treten mit „New Urbanism“, der Suche nach der „europäischen Stadt“ des 19. Jahrhunderts oder auch der Berliner „Schlossdebatte“ Phänomene einer rückwärtsgewandten und Kontinuität suggerierenden Architektur auf, die als Reaktion auf diese Entwicklung verstanden werden müssen. Der Rückgriff auf ein historisches Formenrepertoire soll regionale Identität sowie Beständigkeit in einer Welt der beschleunigten Prozesse sichern. Doch besteht die Gefahr, dass gerade diese historisierenden Formen zu leeren Hüllen erstarren.

Werner Durth^[8] sieht hingegen lokale Identität in den spezifischen Gegebenheiten eines Ortes, in seiner Topografie, wie im bestehenden baulichen Kontext in Zentrum und Peripherie. Er verwendet einen Regionalitätsbegriff, der nicht nur den historischen Stadtkern umfasst. Denn auch Industriegebiete, Dienstleistungszentren und die Infrastruktur sind Bestandteile einer Stadt und prägen die Charakteristik einer Region.

In den nicht-westlichen Ländern tritt bei der Identitätssuche der Aspekt hinzu, dass zeitgenössische Architektur als eine aus dem Westen importierte Kultur aufgefasst wird, die sich quasi als Subtext über die eigene Kultur legt und die Entwicklung authentischer kultureller Produkte erschwert. Tay Kheng Soon^[9] spricht von der Neokolonialisierung der Architektur. Die Furcht des Verlusts der eigenen Tradition führt zur manischen Suche nach Identität, die bisweilen in reaktionäre Ergebnisse mündet. Ugur Tanyeli aus Istanbul zeigte Beispiele aus der Türkei und den arabi-

schen Ländern, in denen Versatzstücke traditioneller Bau- und Konstruktionselemente in einer eklektischen Mischung für neue Gebäude verwendet werden.

Regionalität und kulturelle Identität, dies zeigten die unterschiedlichen Beiträge, lassen sich nicht über die zwanghafte Rekonstruktion vergangener Architekturstile schaffen. Die Lösung liegt vielmehr in der Sensibilisierung für das Vorhandene, im Respekt gegenüber dem Bestand. Dies setzt die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte voraus. Die Historie kann ein wichtiger Impuls für zeitgenössische Architektur sein, aber nicht als Quelle für Reproduktion, sondern als Fundus architektonischer Prinzipien, übertragen in eine zeitgemäße Architektursprache. Kroecker hat dies mit der Weiterentwicklung traditioneller Techniken ebenso eindrucksvoll demonstriert wie Mies van der Rohe mit der modernen Aneignung schinkelscher Proportionen.

„Rückbau bedeutet nicht einfach nur Abriss, sondern Stadtteilsanierung“ (Bernd Hunger)

Wie unterschiedlich die Probleme in den Kontinenten gelagert sind, zeigt die Bevölkerungsentwicklung: Während in den Städten Asiens und Lateinamerikas die Einwohnerzahlen rasant anwachsen - im Jahr 2010 werden 20 Städte mehr als 20 Millionen Einwohner haben - kämpft man in Europa mit dem gegenteiligen Phänomen. Einen Leerstand von 1,2 Millionen Wohnungen verzeichnet man derzeit im Osten Deutschlands, was einer Großstadt von 2,3 Millionen Einwohnern entspricht. Betroffen sind jedoch nicht nur Wohngebäude, auch Krankenhäuser, Industrieanlagen und Schulen werden nicht mehr genutzt. Vor 1989 waren die ostdeutschen Städte kompakte Einheiten, nach der Wende fand neben der Abwanderung aus wirtschaftlich schwachen Regionen die Übersiedlung von Bewohnern und Dienstleistungen aus den Stadtzentren ins Umland statt. Rapide Suburbanisierung und die Ausdünnung der Innenstädte waren die Folge. Inzwischen ist das Problem auch bei den zuständigen Behörden und Institutionen erkannt worden: So versucht die Bundesregierung mit der Initiative „Die soziale Stadt“ und dem Länderprogramm „Stadtumbau Ost“ zwei Projekte ins Leben zu rufen, die dem Bewohnerschwund in den strukturschwachen Regionen entgegenwirken sollen.

Der Berliner Architekt und Publizist Philipp Oswald erhielt, gemeinsam mit Heinz Becher, vom Bauhaus Dessau den Auftrag, „experimentelle Strategien für den Stadtumbau in Sachsen-Anhalt“ zu entwerfen. Doch viel Geld scheint aus den unterschiedlichen Töpfen nicht zu fließen. Vielmehr müssten die betroffenen Städte, die nach Oswald^[10] weder von privatwirtschaftlicher noch von staatlicher Seite wirtschaftliche Impulse zu erwarten haben, die schrumpfenden Einwohnerzahlen als einen Status quo auf längere Sicht akzeptieren.

Welche Alternativen gibt es demnach neben dem Abrissprogramm der Bundesregierung zur Verringerung des Wohnungsüberschusses, das mancherorts wie der Soziologe und Stadtplaner Bernd Hunger^[11] am Beispiel von Großsiedlungen wie Leinefelde in Thüringen oder Berlin-Hellersdorf darlegte, durchaus zur Aufwertung beitragen kann? „Rückbau“ bedeutet nicht einfach nur Abriss, sondern Stadtteilsanierung und impliziert einen behutsamen Wandel innerhalb der Logik der jeweiligen städtebaulichen Struktur. Die Reduzierung von Geschosshöhen, die Umwandlung größerer Baublöcke in kleinere Einheiten zu „Stadtviellen“, wie Oswald sie etwas euphemistisch bezeichnet, muss einhergehen mit der sorgfältigen Instandsetzung von Gebäuden, der Verbesserung der sozialen Infrastruktur und der Einbeziehung der Bewohner in die Planungen. Nur so lässt sich ein dauerhafter Imagewechsel der in Misskredit geratenen Wohnsiedlungen erzielen.

Die Informiertheit über Prozesse ist wichtig um eine Gegenmacht zu entwickeln (Karl Ganser)

Die Hoffnung des wissenschaftlichen Komitees, seine Grundpositionen könnten am Ende „als ein verbindliches Instrumentarium für eine Architekturpolitik in den einzelnen Ländern und als ethischer Kodex für jeden einzelnen“ gelten, scheiterte an den unterschiedlichen strukturellen Voraussetzungen und realen Bedingungen in den einzelnen Ländern. Einigen konnte man sich auf die Forderung, die internationale Anstrengungen zu bündeln und stärker Einfluss auf Politik und Wirtschaft zu nehmen. Um konkrete Forderungen formulieren und durchsetzen zu können bedarf es der Erarbeitung einer größeren empirischen Basis, damit wir „in vielem nicht mehr nur auf Vermutungen angewiesen sind. Die Informiertheit über Prozesse ist wichtig um eine Gegenmacht zu entwickeln“ (Karl Ganser).

Die Frage ob derartige Großveranstaltungen eine noch zeitgemäße Kommunikationsform darstellen oder ob man nicht konzentrierter in kleineren Gruppen in der ganzen Welt diskutieren und agieren sollte, stand im Raum. Zudem war der zeitliche Rahmen der Vortragsreihen so eng gefasst, dass sich selten Raum ergab, die zum Teil sehr konträren Positionen zu diskutieren oder die oft disparaten Referate in einen Zusammenhang zu stellen, aus dem sich ein allgemeingültiges Ergebnis formulieren ließe. Einigkeit bestand darin, dass die Voraussetzung für Veränderungen nur zu schaffen sind, indem man das Interesse der Allgemeinheit an Architektur fördert und die Architekten ihrer Verantwortung gegenüber Mensch und Natur nachkommen. Aber dabei handelt es sich um Forderungen, die bereits im Grundsatzpapier des Wissenschaftlichen Komitees Erwähnung fanden. So muss man alles in allem der zum Teil vernichtenden Kritik der Tagespresse recht geben, denn für ein derart anspruchsvolles Kongressthema sind die erzielten Ergebnisse zu allgemein und vor allem zu wenig nachhaltig.

[1] Oliver G. Hamm, SZ vom 27./28. Juli 2002 [2] Im internationalen Tagungsgeschehen „rangiert das ICC stets unter den zehn führenden Tagungsorten der Welt“, Anna Klingmann; Das Internationale Congresszentrum, in Das XX. Jahrhundert. Ein Jahrhundert Kunst in Deutschland. Architektur in Berlin, hg. von A. Lepik u. A. Schmedding, Köln 1999 [3] O. G. Hamm, ebd. [4] Plenum 1 - Stadt und Gesellschaft, Tay Kheng Soon: „Wachstum und Überbevölkerung. Die Risiken der Weltzivilisation“ [5] „Zehn Fragen des Wissenschaftlichen Komitees an den XXI. Architektur-Weltkongress UIA Berlin 2002“, in: Resource Architecture. Main Congress. Report and Outlook, hg. von UIA Berlin 2002 e. V., Basel, Boston, Berlin 2002 [6] Plenum 4 - Raum und Identität, Meinhard von Gierke: „Architektur als Weltmedium der Zukunftsperspektiven“ [7] Plenum 2 - Natur und gebaute Umwelt, Jörg Schlaich: „Innovation und Technik. Die Kunst des Machbaren“ [8] Forum 1 - Globalisierung und Regionalität, Werner Durth: „Globalisierung und Regionalität“ [9] Vgl. Anmerkung 4 [10] Werkstatt 6 - Konversion und Revitalisierung, Philipp Oswald: „Weniger ist mehr. Experimentelle Strategien für den Stadtumbau in Sachsen-Anhalt“ [11] Forum 8 - Die Zukunft der europäischen Großsiedlungen, Bernd Hunger: „Nachhaltige Entwicklung der großen Wohnsiedlungen - eine zentrale Herausforderung für den sozialen Frieden in den europäischen Großstädten“

Empfohlene Zitation:

Susanne Engelhard, Susanne Schöninger: [Tagungsbericht zu:] Globale Architekturwelten (Berlin, 22.–26.07.2002). In: ArtHist.net, 19.08.2002. Letzter Zugriff 16.12.2025.
<<https://arthist.net/reviews/404>>.

Dieser Text wird veröffentlicht gemäß der "Creative Commons Attribution-Noncommercial-No Derivative

Works 4.0 International Licence". Eine Nachnutzung ist für nichtkommerzielle Zwecke in unveränderter Form unter Angabe des Autors bzw. der Autorin und der Quelle gemäß dem obigen Zitationsvermerk zulässig. Bitte beachten Sie dazu die detaillierten Angaben unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.